

USA: Präsidentschaftsbewerber im Blizzard von New Hampshire

Die Probe fürs große Duell

Warum man besonders gebannt darauf sieht, wie sich die Wähler des nordöstlichen Bundesstaats an diesem Dienstag entscheiden

Von unserem Redaktionsmitglied Josef Joffe

Manchester, 15. Februar

New Hampshire ist Schicksal – zumindest seit 1952. Seitdem hat Amerika niemanden zum Präsidenten gewählt, der hier nicht vorher das „Primary“, die Kandidatenkür, gewonnen hätte. Eisenhower, Kennedy, Johnson, Nixon, Carter und Reagan – sie alle mußten sich mit ihrem Troß erst siegreich durch diesen Staat in der Nordost-ecke Amerikas quälen, durch die Schneeverwehungen, durch Schulhäuser, Kaffeekränzchen und Fernfaherkneipen, bevor sie neun Monate später von der ganzen Nation den Segen erhalten konnten. Hält die Vorwahl am Dienstag dieser Woche, was die Geschichte seit 36 Jahren dekretiert, dann wird einer der beiden Sieger – zwölf Kandidaten sind es insgesamt – im November der Erste sein.

Was wunder, daß New Hampshire am Wochenende einem Kriegsschauplatz glich. Die Leute sprechen von einem „Blitz“ und meinen damit, was seit dem Bombardement Londons durch die deutsche Luftwaffe in die englische Sprache eingegangen ist: eine konzentrierte Attacke von außen – von Kandidaten und deren Helfer-Heerscharen, von Journalisten und ihren kamerabewaffneten Knappen, von TV- und Radio-Spots, die elektronisch flankieren, was an papierner Politwerbung die Briefkästen seit Wochen überquellen läßt. „Es ist wie auf einem anderen Planeten“, resümiert Bernie, ein Stammgast in „Nonie's Food Shop“ in Peterborough. Und seine Frau sekundiert: „Jeden Tag ein Haufen Briefe, Broschüren und Wahlprogramme – und dann auch noch eine Kassette von Pat Robertson. Es ist einfach zuviel.“ (Der TV-Prediger und Rechtsaußen der Republikaner hat sich ein Beispiel an Ayatollah Khomeini genommen und 170 000 Tonbänder mit einer Standardrede quer durch New Hampshire verteilt.)

Berühmt durch Thornton Wilder

Peterborough liegt im Herzen von New Hampshire, und es genießt einen Ruhm, der nicht in Politik und Primaries, sondern im Literarischen wurzelt. Vor 50 Jahren hat das Yankee-Städtchen Thornton Wilder zu seinem Theaterstück „Unsere kleine Stadt“ inspiriert. Das amerikanische Moralstück wird in der ganzen Welt gespielt; heute ist Peterborough stellvertretend Bühne für das große demokratische Drama, das alle vier Jahr mit neuer Besetzung abläuft und nirgendwo in der Welt eine Entsprechung findet. Nicht die Partei bestimmt, wer sich um das höchste Amt im Staate bewirbt, sondern das Wahlvolk: Bernie, der Mann vom Reisebüro, Ed, der pensionierte Ingenieur, Paul, der Redakteur vom Lokalblättchen *The Transcript*, die bei „Nonie's“ ihren dünnen Kaffee schlürfen – und die etwa

100 000 Bürger im ganzen Staat, die an diesem Dienstag einem der sieben Demokraten oder einem der fünf Republikaner den Zuschlag geben. Hier, in „unserer kleinen Stadt“, oder in Laconia oder Nashua oder einem Städtchen namens Freedom finden das Fernsehen und der Computer, der allfällige Ersatz für die physische Begegnung zwischen Wähler und Erwähltem, auch im elektronischen Zeitalter ihre natürlichen Grenzen. Wer die Schneewehen und die peinlichen Fragen in der Schulaula scheut, wer sich lieber hinter der TV-Konserve und der durchorganisierten Wahlversammlung im Schoße der Getreuen verschanzt, der bleibt schon Monate vor dem eigentlichen Wahltag auf der Strecke.

Und deshalb vermerkt Frank, als Grundstücks-makler einer der Notablen von Peterborough, mit einigem Lokalstolz: „Die sind überall; ich habe noch nie in meinem Leben so viele Reden gehört.“ „Die“ – das sind auf seiten der Demokraten die „Sieben Zwerge“: Gary Hart, der Ex-Senator von Colorado, dem das schöne Geschlecht zum Verhängnis wurde, der aber neuerdings wieder im Rennen ist; Richard Gephardt, der Abgeordnete aus Missouri, der die Vorwahl in Iowa mit protektionistischen Parolen gewonnen hat; Michael Dukakis, der Gouverneur von Massachusetts, der in den Meinungsumfragen klar an der Spitze liegt; Paul Simon, der Senator von Illinois, berühmt wegen der ewigen Fliege anstelle des Traditionsgebändes am Halse; Bruce Babbitt, der Ex-Gouverneur von Arizona, der wohl noch in dieser Woche das Handtuch werfen wird; Albert Gore, Senator aus Tennessee und der Jüngste im Aufgebot; schließlich die einzig charismatische Figur, der Schwarzenführer Jesse Jackson, der – sichtlich gereift – im Vergleich zu 1984 sorgfältig alle demagogischen Fettnäpfchen umgeht.

Auf seiten der Republikaner kämpfen in der Mitte der Vizepräsident George Bush und der Senats-Fraktionschef Robert Dole. Rechts von ihnen (mit wachsendem ideologischen Abstand) bewerben sich drei selbsternannte Fackelträger des „Reaganismus“: der New Yorker Abgeordnete Jack Kemp, der Gouverneur von Delaware, Pierre du Pont, und der Fernseh-Evangelist Pat Robertson, der – wie seinerzeit Jimmy Carter – aus dem Nichts kam und in Iowa verblüffend den zweiten Platz belegte. Nummer sechs, der ehema-

Quelle

Datum

lige Außenminister Alexander Haig, blieb in der vorigen Woche stecken, bevor noch der bekannteste Mitstreiter in den Primaries von New Hampshire, ein Naturereignis namens „Blizzard“, 40 Zentimeter Schnee über dem Staat abrud. Haig schied aus und rührt jetzt die Wahltrommel für Senator Dole; böse Zungen behaupten, der General a. D. wolle sich so ein Kabinettsamt unter Dole verdienen, der dem Vizepräsidenten Bush in Iowa eine schlimme Niederlage zugefügt hat.

Sie alle waren am Wochenende angetreten, um sich – am Samstag die Demokraten, am Sonntag die Republikaner – dem Wahlvolk im Kollektiv zu präsentieren. Gastgeber war die „League of Women Voters“, der Bund der Wählerinnen; Ort der Schlacht war Saint Anselm bei Manchester, ein katholisches College inmitten von vereisten Birken- und Fichtenwäldern. Die Liga ist parteipolitisch neutral und widmet sich seit Jahrzehnten einer Aufgabe, die in Deutschland „politische Bildung“ geheißen wird – freilich ganz privat und ohne Hilfe von Landeszentralen und „parteinahen“ Stiftungen, die derlei Arbeit in der Bundesrepublik mit Steuergeldern finanzieren.

Im wohlgeheizten Innern waren die „Sieben Zwerge“ der Demokraten aufgereiht. Ein jeder respektvoll ausstaffiert im staatsmännischen Dunkelgrau; das Hemd weiß, die Krawatte im dezent telegenen Rot. Wie der Habitus so das Programm. Weil man hier nicht vor der eigenen Gemeinde, sondern vor dem Volkssouverän sprach, blieb die Botschaft verbindlich im Ton und unverbindlich in der Sache. Obwohl drei von den sieben (Babbitt, Simon und Hart) ums schiefe Überleben kämpften, erwies man einander geziemende Reverenz, indem man sich mit dem Vornamen anredete: „Mike“, „Gary“, „Bruce“. Allesamt bewegten sich auf nunmehr klassischem Demokraten-Fundament: mehr Wohlfahrtsstaat, mehr Abrüstung, Freundliches über Gorbatschow, Unfreundliches über die Contras in Nicaragua. Hier und da blitzten schärfere Kontraste in der Wirtschaftspolitik auf: Gephardt, der Populist aus dem Mittelwesten, versuchte, wie in Iowa, mit protektionistischen Rezepten auf Stimmenfang zu gehen; Michael Dukakis, der Gouverneur des Industriestaates Massachusetts, plädierte für Freihandel. Steuererhöhung? Ein jeder weiß, daß sie unumgänglich sein wird; ein Tabuthema bleibt sie dennoch. Und so zog Dukakis wieder seine magischen 110 Milliarden Dollar aus dem Hut, die angeblich eingetrieben werden könnten, wenn das Finanzamt nur härter gegen die Säumigen und Hinterzieher vorgehen würde.

Gary Hart, der unglückselige Frauenfreund, warb schlicht um Sympathie: „Ein privater Fehler ist kein Beweis für öffentliche Unmoral“ (sanfter Applaus). Entspannt und selbstsicher waren nur drei von den sieben: Dukakis, dem die Umfragen hier einen stolzen Sieg voraussagen, sowie Gore und Jackson, die in New Hampshire nicht gewinnen müssen, weil sie am „Super-Dienstag“, am 8. März, die Ernte in den Südstaaten einzufahren gedenken: Jackson als Kandidat der Schwarzen, Gore, der Senator aus Tennessee, als Lokalfavorit der Weißen, der als einziger Demokrat mit skeptischen Argumenten gegen den Abrüstungsenthusiasmus seiner Partei angetreten ist. Jesse Jackson hat in Iowa (mit einer schwarzen Bevölkerung von nur einem Prozent)

immerhin elf Prozent der Stimmen gewonnen; im Yankee-Staat New Hampshire wird er zwar so weit nicht kommen, aber in Saint Anselm hatte er zumindest die Lacher auf seiner Seite: „Einer von uns hier will Zollinspektor, der andere Steuereintreiber werden. Ich aber will Ihr Präsident sein.“

„Zusammen würden die sieben eine gute Junta abgeben“, notierte Hendrik Hertzberg von der Harvard-Universität. „Aber allein fehlt jedem eine wichtige Dimension; da bringen die Republikaner Bush und Dole mehr an Präsidialgewicht auf die Waage.“ Tatsächlich verblaßte die Demokraten-Debatte zum Beiprogramm, als am Sonntag die fünf Republikaner in den Ring stiegen, den die Frauen-Liga in Saint Anselm hergerichtet hatte. Hier Vizepräsident Bush, bis vor kurzem der unangefochtene „Front Runner“, da der Senats-Fraktionschef Dole, der Sieger von Iowa, der Bush auf den schmachvollen dritten Platz verwiesen hatte. Gewinnt Dole auch in New Hampshire (wo ihm Umfragen einen knappen Vorsprung einräumen), dann droht Bush der Untergang, dann wird sich das Parteivolk auf die Seite des Senators schlagen. Und wer auch immer die

Demokraten in den November-Wahlkampf führen mag, der wird, so die Auguren heute, im nächsten Januar wohl nicht das Weiße Haus beziehen.

Der ideologische Abstand zwischen Dole und Bush läßt sich allenfalls nach Millimetern bemessen. Ein jeder will die Fackel des Reaganismus weitertragen, freilich mit geziemendem Schwenk zur Mitte hin – in Richtung Wohlfahrtsstaat und Haushaltsdisziplin. Ein jeder verbeugt sich vor der Linken und gelobt umweltpolitische Wiedergutmachung sowie mehr Verteilungsgerechtigkeit; beide entrichten ihren Tribut an die Rechte, indem sie Traditionswerte wie Familie und Eigeninitiative hochhalten. Und keiner schafft es, die Zuhörer mitzureißen. Bush kämpft gegen den „Schlappschwanz-Faktor“, gegen sein Image als unterwürfiger Diener seines Herrn („Ich rede nicht viel, aber ich glaube und fühle tief“); Dole preist sich mit sonorer Stimme als erfahrener Machtmanager („Wir brauchen jemanden, der mit dem Kongreß arbeiten kann“). Beide erhalten respektvollen Applaus – nicht mehr, nicht weniger.

Der eigentliche Joker in diesem Spiel ist Pat Robertson, den außer seiner riesigen TV-Gemeinde vor einem Jahr kaum jemand kannte, der aber in Iowa vor Bush den zweiten Platz eroberte. Robertson verkörpert ein Stück amerikanischer Politik, das nicht in vertraute europäische Ideologieraster paßt. „Sozialer Streß und die Entwurzelung ganzer Bevölkerungsgruppen in Zeiten rapiden gesellschaftlichen Wandels“, vermerkt Walter Dean Burnham, ein renommierter Politikwissenschaftler am Massachusetts Institute of Technology (MIT), „hat in Europa jakobinische, marxistische oder faschistische Bewegungen erzeugt. Hier haben Entfremdung und die Revolte gegen die Moderne stets zu einer religiösen Erweckungsbewegung geführt.“

„Go, Pat, go!“

Tatsächlich wird auf den ersten Blick während der Versammlung der Robertson-Gemeinde in Milford nicht klar, ob die Verückung religiöser oder politischer Natur ist. Doch es geht nicht um Gott, sondern um die Welt. „Amerika muß Nummer eins in der Verteidigung bleiben“, verkündet ein Plakat, „Keine Entwicklungshilfe für Kommunisten“ ein anderes. Als Pat Robertson nach langem Warten endlich erscheint, wird er wie ein

Erlöser empfangen. „We want Pat“, skandiert die Menge immer schneller, immer lauter. Die Botschaft ist simpel: „Wir lieben Amerika“; „Wir sind Menschen, die gewillt sind, für die Freiheit zu sterben“; „Wir glauben an Gott, an das Individuum und die Familie“; „Wir wollen Freiheit gegen den Kommunismus“. Es geht gegen „Sonderinteressen“, gegen eine ominöse „Weltregierung“ und gegen die Politiker im allgemeinen. „Ich bin kein Politiker“, ruft der Mann in die Menge, „der Präsident werden will.“

Die Gemeinde juchzt, trampelt und wiegt sich dann kollektiv im Gesang – um gleich wieder loszutoben, als Robertson, stets milde lächelnd, verkündet: „Wir werden Bush beiseitefegen.“ „Go, Pat, go!“ schallt es ihm frenetisch entgegen. Weit wird er nicht kommen; auch ein paar Millionen Fundamentalisten bestimmen nicht das Wahlverhalten von 240 Millionen Amerikanern. Aber nachdem Robertson in Iowa Platz zwei belegt hat, reden Bush und Dole nicht mehr verächtlich über Robertsons „unsichtbare Armee“. In der Debatte von Saint Anselm bleiben sie respektvoll, selbst als Robertson plötzlich schieren Unsinn von sich gibt: daß die Sowjets ausgemusterte SS-4- und SS-5-Raketen von Europa nach Cuba verlegt hätten. Sie fragen bloß, woher er das wisse.

Für Bush wie Dole kommt es am Dienstag darauf an zu gewinnen, und bei 100 000 Vorwahl-Aktivisten zählt jede Stimme. Außerdem wissen beide, daß New Hampshire Schicksal ist. Wer die Schlacht zwischen den Schneewehen und Granitbergen im Februar verliert, der besteht auch das große Duell im November nicht. Das haben die Vorwahlen von New Hampshire neunmal hintereinander bewiesen – seit 1952. 3